

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Redigirt von C. v. Bodum-Dolffs, prakt. Thierarzt in Wiesbaden.

Nr. 40.

Wiesbaden, den 21. Oktober 1897.

IV. Jahrgang.

Düngung der Wiesen.

(Nachdruck verboten.)

Die Wiesen werden nicht mit Unrecht als die natürlichen Futterfelder bezeichnet. Zwar kann der Landwirth in Folge der Einführung des Futterbaues auf dem Ackerlande auch ohne Wiesen wirtschaften und das nöthige Futter erzielen. Dennoch sind gute Wiesen von hohem Werthe und für manche Wirtschaften von wesentlichem Einflusse auf die Ernährung der Ruchthiere während des Winters. Gute Wiesen liefern bei entsprechender Pflege einen hohen Ertrag ohne großen Kostenaufwand. Bei reichlich guten Wiesenheuen läßt sich unzweifelhaft viel leichter eine dem Fütterungszwecke der Thiere entsprechende Tagesration zusammenstellen, wie beim Fehlen desselben. Dabei bietet gutes Wiesenheu für die Mehrzahl unserer Ruchthiere ein gesundes und nahrhaftes Futter, welches gern aufgenommen wird.

Der Nährwerth des Wiesenheues wird durch mancherlei Umstände bedingt. Zunächst hängt derselbe von der Beschaffenheit des Bodens und der Lage der Wiese ab. Auf gutem Boden in mäßig feuchter Lage entwickeln sich nährstoffreichere Gräser wie auf schlechtem Boden oder bei stauender Nässe im Untergrunde.

Von wesentlichem Einflusse auf die Menge und Güte des Wiesenfutters ist die Pflege und Düngung der Wiesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf einem an und für sich weniger guten Wiesenboden bei sachgemäßer Pflege und guter Düngung mehr und unter Umständen auch besseres Futter erzielt wird, wie auf einem guten Wiesenboden ohne Pflege und Düngung.

Seider ist auch heute noch hin und wieder die Ansicht verbreitet, die Wiesen bedürften einer Pflege und Düngung nicht. Besonders hat die Meinung noch manchen Anhänger, daß solche Wiesen, die etwa im Winter überflutet oder auch zeitweilig bewässert werden, einer weiteren Nahrungszufuhr nicht bedürftig seien. In manchen Wirtschaften zählt nicht einmal die Wiesenegge zu den notwendigen Geräthen, obgleich durch manche Versuche bewiesen ist, daß das Auflegen der Wiesen in der Regel nicht ohne Erfolg bleibt. Andererseits könnten manche Wiesen, die an stauender Nässe leiden, durch eine gute Entwässerung zu ertragreichen Wiesen hergerichtet werden.

Der Ertrag der Wiesen wird dann nicht minder durch eine zweckentsprechende Düngung beeinflusst. Selbstverständlich muß durch eine reichliche Nahrungszufuhr das Wachsthum der Wiesenpflanzen gefördert werden. In Folge dessen wird die Beschattung des Bodens eine vollkommene. Unter den Pflanzen findet sich stets eine leuchtende, an Kohlensäure und Ammoniak reiche Atmosphäre, welche denselben nicht allein einen Theil ihrer Nahrung bietet, sondern auch zerlegend auf die Mineralbestandtheile des Bodens einwirkt, und zwar schreitet die Zersetzung ununterbrochen fort, weil die dichte Beschattung einen allzuhohen Temperaturwechsel und zu große Trockenheit verhindert. Die dichte Beschattung des Bodens trägt also wesentlich dazu bei, die physikalischen Eigenschaften des Wiesenbodens in einem günstigen Zustande zu erhalten. Dieses verdient aber um so mehr Beachtung, als der Boden im Allgemeinen nur oberflächlich bearbeitet wird, also anderweitig auf die Erhaltung günstiger physikalischer Eigenschaften des Wiesenbodens kaum eingewirkt werden kann.

Die Düngung der Wiesen trägt aber nicht allein zur Steigerung der Erträge bei, sondern sie ist auch von Einfluß auf den Nährstoffgehalt des Futters. Bekanntlich werden durch eine zweckentsprechende Düngung viele Unkräuter und minderwertige Pflanzen unterdrückt und es treten an ihre Stelle nährstoffreiche Pflanzen, besonders auch die durch hohen Proteingehalt ausgezeichneten Leguminosen, Klee- und Wickenarten, sowie andere diesen verwandte Pflanzen.

Zur Düngung der Wiesen werden in den meisten Fällen Handelsdünger genommen werden müssen. Allerdings soll damit nicht gesagt sein, daß in der Wirtschaft selbst erzeugte Dünger sich nicht zum Düngen der Wiesen eignen. Aber bei weitem in den meisten Wirtschaften reicht der Stallmist nicht einmal zur vollständigen Düngung der Ackerfelder aus, und da ist es leicht begreiflich, daß an eine Zufuhr von Stallmist zu den Wiesen nicht gedacht werden kann. Wo aber Stallmist in ausreichenden

Mengen vorhanden ist, da ist gegen die Anwendung desselben nichts einzuwenden. Ebenso erweist sich erfahrungsgemäß ein Ueberfahren der Wiesen mit vollständig vergohrner Jauche in den meisten Fällen von guter Wirkung.

Ein vorzüglicher Wiesendünger ist ein gut durchgearbeiteter Compost. In manchen Wirtschaften wird auch zu dem Zwecke auf die Bereitung von Compost Werth gelegt. Wenn wir aber fragen, wie oft denn die Wiesen mit Compost gedüngt werden, wie stark die gegebene Düngung ist, so werden wir finden, daß meist nur in ganz weit auseinanderliegenden Zeiträumen die Wiesen eine Zufuhr von Compost erhalten und daß selbst dann die Düngung doch nur eine recht schwache ist. Der Grund liegt darin, daß solche Mengen von Compost, wie sie eine gute Düngung der Wiesen bedingt, auch beim besten Willen nicht hergerichtet werden können. Es fehlt an dem nöthigen Material, es fehlt an Zeit und Arbeitskräften. Dennoch kann dem Landwirth nur empfohlen werden, die Herrichtung von Compost nicht zu unterlassen. Derselbe ist in der That ein werthvoller Wiesendünger, der dort, wo seine Anwendung erfolgt, seine Wirkung nicht vermag. Selbst wenn auch nur ein Theil der vorhandenen Wiesen gedüngt werden kann, so bedeutet dieses doch immerhin eine Ersparnis an künstlichen Düngemitteln. Im Uebrigen läßt sich ein gut zersetzter Compost auch zum Ueberdüngen der Klee- und Luzernefelder, zur Düngung der Obstbäume und mancher Gartengewächse mit Erfolg verwenden.

Die Frage, welche Kunstdünger sich zur Düngung der Wiese eignen, läßt sich auf Grund mancher Versuche und Beobachtungen dahin beantworten, daß Thomaspophosphatmehl und Rainit durchweg mit recht gutem Erfolg angewendet werden. Auf den Morgen rechnet man etwa 4 bis 6 Centner Thomaspophosphatmehl und 2 bis 3 Centner Rainit. Am besten erfolgt die Düngung im Herbst, nachdem die Wiese vorher aufgearbeitet wurde. Doch ist eine Düngung auch während des Winters bis zum Frühling hin und selbst nach dem ersten Schnitt nicht ohne Erfolg. Bei der Düngung mit Thomasmehl und Rainit macht sich besonders das Auftreten von Klee- und Wickenarten bemerkbar. Auch selbst, wenn in Folge besonderer Umstände, trockene Tage bei gleichzeitig trockener Witterung, im Düngungsjahre ein Erfolg nicht zu verzeichnen ist, so ist der Dünger nicht verloren, er tritt dann später in Wirkung.

Nach der Meinung von Professor Wagner-Darmstadt ist die Düngung mit Thomasmehl und Rainit dann eine besonders lohnende, wenn dieselbe in zwei aufeinander folgenden Jahren zur Anwendung gelangt, und spricht sich Herr Wagner darüber folgendermaßen aus: „Auf den ungedüngten Wiesen wächst ein sehr hungeriges, spärliches Gras; Wicken- und Kleearten, also die Stickstoffsammler, sind nur in geringer Anzahl vorhanden. Wird nun eine solche Wiese mit Phosphorsäure und Kali gedüngt, so sättigen sich zunächst die Wiesenpflanzen auf Kosten der zugeführten Nährstoffe bis auf den normalen Gehalt, sie verbrauchen also einen Theil der Düngung, ohne denselben zu einer Production zu verwenden. Erst das übrig bleibende Kali-Phosphat dient dann zur Production. Aber die Wiesenpflanzen können dieses Kali-Phosphat zur Erzeugung von Pflanzensubstanz nicht verarbeiten, weil ihnen in den meisten Fällen der hierzu nöthige Boden-Stickstoff fehlt; die Kali-Phosphat-Düngung wird also zunächst dazu verwendet, um einen productionsfähigen Bestand an Klee- und Wickenarten hervorzubringen. Diese Stickstoffwieser liefern aber nicht nur eine stickstoffreiche, oberirdische Erntesubstanz, sondern sie bereichern auch den Boden mit Stickstoff, indem ein Theil ihrer stickstoffreichen Wurzeln alljährlich abstirbt, in Fäulniß und Verwesung übergeht und durch die entstehenden Zersetzungsprodukte zur Düngung der Gräser dient. Eine im zweiten Jahre folgende Nachdüngung findet die Wiese daher in leistungsfähigem Zustande und erzeugt demnach auch einen weit üppigeren Pflanzenwuchs als die erste Düngung.“

Gar manche Wiesenbesitzer haben sich von dem Nutzen, den die Düngung mit Thomaspophosphatmehl und Rainit gewährt, überzeugt. Möchten diese Erfolge zur allseitigen Nachahmung anspornen. Denjenigen Landwirth, welche bis dahin die bezeichneten Düngemittel auf ihren Wiesen noch nicht zur Anwendung gebracht haben, empfehlen wir wenigstens einen Versuch zu machen.

Allerlei Praktisches.

— Zur Gänsefütterung empfiehlt ein Landmann, den Gänsen, welche zur Mast eingestellt sind, neben dem gewöhnlichen Mastfutter Heu zugänglich zu machen. Es werde dadurch, so behauptet er, die Mast ungemein gefördert und das Gewicht der Gänse gegen 20 pCt. erhöht. Den Gänsen wären zuerst Rüben und gelbe Wurzeln zu geben, später Hofer, daneben müsse ihnen eine Raufe mit Heu bereitet werden, aus der sie pflücken könnten. Dieses Futter könnte aus seinem wohlgeordneten Wiesenheu oder Kleeheu bestehen. Neben der Raufe müsse ein Trög mit reinem Wasser stehen. Es sei ein Vergnügen, zu sehen, wie die Gänse das Heu eifrig herauspflücken und stets einen guten Schluck Wasser dazu nehmen. Es läme dabei nicht nur darauf an, Nahrung aus dem Heu zu ziehen, es reinige und erweitere auch den Gänsen die Därme und sie bekämen größere Eßlust. Wir können auch noch hinzufügen, daß durch die Beschäftigung mit Heu an sich den Thieren die krankmachende Lungenentzündung genommen und Wohlfahrt und Gesundheit gefördert werden.

— Malzkeime resp. Biertreber sind als Beigabe zum Weichfutter für Hühner und Enten ein sehr nahrhaftes Futter, da sie viel Eiweißstoffe enthalten. Die Verabreichung geschehe aber nur in mäßigen Gaben und nicht in trockenem Zustande, sondern angebrüht, am besten dem Weichfutter beigemengt.

— Sofortiges Kühlen der Milch macht die Milch haltbar. Am einfachsten und häufigsten geschieht dies dadurch, daß man die Milch durch einen guten Seiber in die Transportkanne schüttet und diese in einen Trög oder noch besser in ein feineres Bassin stellt, in dem entweder kaltes, stehendes Wasser ist oder Wasser, das durch Eisstücke sehr kalt erhalten wird. Viele Milchhäuser sind so angelegt, daß eine kleine Quelle direkt durch dieselben läuft oder das Wasser von einem höher gelegenen Punkte zugeleitet wird. Ein zweiter besserer Weg wäre der, die Milch über einen Kühlen laufen zu lassen. Es giebt verschiedene Formen von Milchkühlern. Das Prinzip ist bei den meisten folgendes: in einem Rohrsystem läuft von unten nach oben kaltes Wasser und außen über dasselbe von oben nach unten Milch. Die Hauptbedingung beim Kühlen ist, daß dasselbe so rasch als möglich und so tief als möglich geschieht und dann die Milch bei dieser Temperatur erhalten wird, bis sie zum Versand kommt.

— Zur Kräftigung der Hunde bei „Staupe“. Jedem Jäger und Hundeliebhaber dürfte bekannt sein, in welchem entkräfteten Zustande sich der Hund während der in der Ueberschrift genannten, schlimmen Krankheit befindet und wie aller Appetit, alle Thätigkeit verschwunden sind. Wo aber letztere fehlt, können selbstverständlich frische, gesunde Säfte nicht in den Körper aufgenommen werden, und in solchen Fällen verläßt die Staupe für das Leben des Hundes am gefährlichsten. Ein einfaches und auch nicht theures Mittel, den kranken Hund bei Kräften zu erhalten, welches durch Zufall erfunden wurde, ist die Verabreichung von rohen Hühneriern an denselben, welches Mittel sich in den mir bekannten Fällen stets bewährt hat. Man lasse zu diesem Zwecke den Hund am Fang, forme eine Seite der Unterleibes zu einer Art Trichter und gebe in denselben das ausgeschlagene, rohe Ei, dem man eine Wenigkeit Salz, Pfeffer und eine Spur gestochenen Zimmt beigemengt hat. — Der Hund ist diese etwas eigenartige Ernährungsweise bald gewöhnt und schlürft stets mit Behagen, selbst während der schlimmsten Tage der Krankheit, die kräftigende Substanz hinab, während der ihr beigemengte Pfeffer und Zimmt, wenn eben in der Quantität nicht übertrieben, vorthellhaft medizinisch wirken. Bei ärztlicher Behandlung des Hundes dient dieses Mittel als wirksamste Unterstützung der Cur; ja, in Fällen, wo der Tod lediglich durch reine Entkräftigung eingetreten sein würde, hat es schon Heilung bewirkt. Es bedarf zwar kaum der Erwähnung, daß bei allen stark schwächenden Krankheiten eine robustisirende Diät am Platze ist, und da ist neben dem rohen Hühneri als leicht verdauliches, nahrhaftes Futter rohes Fleisch in kleinen Stücken oder geschabt, oder die als vorzüglich bekannten, mit 100 goldenen je Medaillen prämierten Fleischsaft-Hundelischen der Spratts Patent-Act. & Co. in Kummelsburg-Berlin zu nennen; außerdem spielt die Milch und Fleischbrühe je in häuslicher Begehung eine wichtige Rolle.



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum

„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 42.

Wiesbaden, den 21. Oktober 1897.

II. Jahrgang.

Ein Schwiegermütter-Kaffee.

Stizze von Ida Barber.

(Nachdruck verboten.)

Liebste Therese!

Deinem Rathe folgend, habe ich also, ehe ich in den Orden der Schwiegermütter eintrete, alle meine Bekannten, die ihm bereits angehören, zu einem Kaffee eingeladen.

Der „Schwiegermütter-Kaffee“ hat viel von sich reden gemacht, aber lustig ist es gar nicht bei demselben hergegangen, und ich gestehe Dir ganz im Vertrauen, daß, so gerne ich meine Ottilie auch verheirathet sehe, ich gar keine Neigung fühle, mit mir Schwiegermütter spielen zu lassen. Du hättest nur hören sollen, wie die verkannten, mißachteten Frauen klagen, in welcher oft Mitleid erregenden Worten sie ihrem gepreßten Herzen Luft machten! Ist es nicht gerade, wenn man sie hört, als ob die Herren Schwiegersöhne es als edelsten Sport betrachten, die armen geheßten Schwiegermütter zu Tode zu kränken, zu verwunden, sie in ihren heiligsten Gefühlen zu beleidigen? Ottilie's Bräutigam, der gestern zufällig hereinkam und durch das Glasfenster, das nach dem Salon geht, die Gesellschaft musterte, machte auch schon Miene, über ehrwürdige „Schwiegermütter-Gesellschaft“ — wie er sagt — zu spotten; er sah es mir aber gleich an der Nase an, daß ich solchen Spaß nicht vertragen und zog es vor, sich rückwärts zu concentriren. Will schon glauben, daß dem jungen Mann all' die mit Hauben und Coiffüren bepuderten Damen, die hinter ihren Brillengläsern und Pince-nez wohl auch wenig verführerisch aussehenden, nicht sonderlich sympathisch waren, aber du lieber Himmel, man kann doch nicht immer la beauté du diable bleiben? Will das weiße Haar nicht auch geachtet sein?

Du müchtest nun wissen, wie sich meine Damen über ihre Herren Schwiegersöhne aussprachen? Wie Du Dir denken kannst, nicht zum besten.

Selbst unsere Professorin Berger, die ja wohl die größte Ursache hat, auf ihren Gustav stolz zu sein, der ihr Herzenstüchterchen mit wahrhaft fürstlicher Pracht umgiebt, meinte: „Ja, was man sich alles gefallen lassen muß!“

„Sie, Frau Professorin, haben das doch nicht nötig,“ nahm da die Kreisdirectorin das Wort. „Wenn unser einer noch manchmal nachgeben muß, weil man im Hause der Kinder leben muß — aber Sie haben ja Ihre eigene Häuslichkeit und —“

„Ganz recht,“ unterbrach die Frau Professorin, „ich möchte dieselbe auch um keinen Preis aufgeben, freue mich stets ungemein, wenn die Kinder zu mir kommen, nur Gustav's Späße kann ich nicht vertragen!“

Man drängt nun, sie möchte von diesen Späßen etwas zum Besten geben, und während Ottilie zum dritten Mal die Kaffeetasse füllte, erzählte die Professorin:

„Sehen Sie, leztthin sind Anna und Gustav bei mir auf Besuch; die Kinder haben auf ihrem Landgut nichts, ich lasse eine Voge besorgen und freue mich, wie wir uns da amüsiren werden. Gustav lauscht aufmerksam und als die Duvertüre beendet, sagt er in seiner bestimmten Art: „Die Harfe war wunderbar! Morgen kaufe ich mir auch eine!“ Nun müssen Sie wissen, daß Gustav die Manier hat, alles zu kaufen, was ihm gefällt; so reich er ist, kann ihn die Manier, wenn er ihr nachgibt, arm machen. Ich opponire natürlich, Anna stimmt mir bei, sie wisse nicht, was er mit einer Harfe wolle, er aber bleibt dabei: „Morgen wird eine Harfe gekauft!“

Uns war das Vergnügen verdorben! Ich bitte Sie, wenn man auch gar keine Einwirkung auf einen Menschen hat! Nach der Oper fuhren wir nach Hause, er sprach stets von seiner Harfe und lachte vergnügt in sich hinein, als er sah, daß wir uns ärgerten.

Des andern Morgens ging er schon früh aus. „Was hat er so zeitig in der Stadt zu thun?“ fragte ich Anna. Er wird die Harfe kaufen wollen!“ sagte sie mißmuthig. — Gegen 10 Uhr kommt ein Dienstmann und bestellt, der Herr Henneb lasse die Frau Professorin fragen, ob er besser thäte, die Harfe als Gesut aufzugeben, oder als Passagiergut mitzunehmen. — „Siehst Du“, sagte Anna thranenden Auges, „so ist er, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, muß er es auch ausführen.“

Als Gustav zu Tisch kam, sprachen wir kein Wort mit ihm, indeß das schien seine gute Laune nicht zu trüben. Mich ärgerte, daß er so gar keine Rücksicht auf unsere Stimmung nahm. Nach Tisch wurde ein Riesen-Roll abgegeben. „Ich nehme die Harfe im Waggon mit“, sagte er, „wollt Ihr sie nicht sehen?“ Ich würdigte ihn keiner Antwort. Er lachte hell auf, wie Jemand, der sich gottvoll amüsiert, fährt mich zu der angeblichen Harfe und sagt: „Mama, es war ja nur ein schlechter Spaß! Sehen Sie selbst nach!“ Wichtig, es ist gar keine Harfe, sondern eine hohle Eierkiste. — Ganz harmlos sagte er mir, er habe ja nie daran gedacht, sich eine Harfe anzuschaffen, nur unsere Opposition habe ihn darin bestärkt, eine Rolle

zu spielen. — Nur um Anna's Willen ließ ich mal sieben grade sein und lachte, als ob ich nicht allen Grund hätte, beleidigt zu sein; er ist nun mal so und muß so verbraucht werden", setzte sie mit stillem Seufzer hinzu.

"Das ist Bagatelle", nahm jetzt die Frau Ober-Amtsmännin das Wort. "Solch einen Spaß ließ ich mir schon gefallen; und wenn Sie Ihre Anna besuchen, wird Ihr Schwiegersohn Sie mit Equipage von der Bahn abholen und Ihnen alle Ehren erweisen; ich kenne aber Jemand, der seiner Frau partout verbietet, die Mutter kommen zu lassen!" Und nun, da alle ihre Theilnahme bekundeten, fuhr die Arme erregt fort: "Ja, denken Sie sich solch eine Rohheit! Ich spreche sonst zu Niemanden davon, aber wir sind ja hier „unter uns!“ Der Mann, der mir mit allerhand Schmeicheleien mein Kind abgeschwächt, der alles möglich versprochen, wenn er sie nur beläme, der eigenmächtig gleich nach der Hochzeit Hand auf ihr Heirathsgut legte, es auch theilweise schon verpupst hat, wagt es, weil ich doch ab und zu frage: „Ja, wie steht es denn um unser sorgsam Exportes?“ mir den Verkehr mit meiner Tochter zu verbieten! — Rettschen ist selbstverständlich ganz unglücklich darüber; Sie wissen ja, wie das Kind an mir hängt; sie verzehrt sich vor Sehnsucht nach mir, aber dieser Barbar von einem Manne bleibt dabei, „des lieben Hausfriedens willen“ müssen die Mütter fern sein! Ich bitte Sie! Als ob ich, die ich weiter nichts will, als mein Kind in Frieden leben zu sehen, je den Hausfrieden gestört hätte!"

"Wer wird das überhaupt thun!" meinte die Direktorin Gans. "Das ist ja nur so eine Einbildung dieser Herren Schwiegersöhne, die oft nicht wissen, an wem sie ihre üble Laune auszulassen haben! Man sollte ihnen soweit als möglich aus dem Wege gehen, denn jedes Wort, was man sagt, um zwei solch unerfahrenen Menschen zu nützen, ihnen die rechten Wege zu weisen, wird anders gebendet. Es ist oft wahrhaft zum Verzweifeln, daß man ihre falschen Ansichten vom Leben nicht berichtigen kann! Man sieht sie faktisch ins Unglück hineinrennen und hat kein Recht, sie zu warnen. Nimmt man sich dieses Recht, so ist man gleich die Schwiegermutter, die sich in alles mischt, die alles besser wissen will, die nur kommt, um — Unfrieden zu stiften u. s. w. Als ob man nicht so viel älter und erfahrener wäre und seine Erfahrungen nur deshalb gesammelt hätte, um den Kindern mit denselben auszuweichen!"

"Ihr Schwiegersohn, beste Frau Direktorin", nahm die kleine Präsidentin das Wort, ist nun mal ein anerkannter Sturkopf, mit dem Sie wohl nichts ausrichten werden. Solchen Penten muß man — wie weh es auch thut — aus dem Wege gehen. Ich habe diese Taktik jahrelang mit Betty's Mann befolgt, wiewohl mir das Herz dabei blutete. Jetzt sind wir, wenn ich alle Wochen einmal hinkomme und mich um nichts kümmerge, die besten Freunde."

"Danke für solche Freundschaft", meinte die immer noch hübsche Frau des Doktor Band, "ich soll mich im Hause meiner Tochter um nichts kümmern? Habe ich nicht ältere Anrechte an mein Kind, als mein Schwiegersohn? Ich bin Mutter und lasse mir, was er auch treiben mag, meine Rechte um kein Jota verkürzen."

"Mit dieser Taktik", meinte Frau Professorin Berger, "werden Sie wohl viel Streit heraufbeschwören."

"Das thut nichts", entgegnete Frau Doktor Band; "ich habe meine Tochter an meinem Herzen genährt, sie

gepflegt, erzogen, mich ihrer Erfolge gefreut, eine anständige Mitgift zusammengesparrt und soll nun mit einem Male allen Anrechten auf mein Kind entsagen? Was wäre das denn für eine Vogei? Nein und zehnmal nein, das giebt's bei uns nicht! Mir gebührt der Ehrenplatz im Hause, ich will um alles gefragt sein und wenn mein Schwiegersohn mich zehnmal Haustyrann nennt, thut nichts, ich fürchte mich nicht und kann faktisch nicht begreifen, wie manche Mutter so leicht das Hasenpannier ergreifen, klein beigegeben kann!"

"Das kommt auf die Verhältnisse an", nahm die Frau von Reden das Wort; "Sie wissen, ich bin auch nicht selbe, aber als mein Trudchen noch mit dem Lieutenant Rechnitz verheirathet war, da blieb mir auch nichts übrig, als ihr Haus zu meiden. Wir hatten eine Scene, die ich — und wenn ich 100 Jahre alt werde — nicht vergessen kann. Denken Sie sich, Trudchen ist krank, hustet, hat keine rechte Pflege, ich verlange, daß Rechnitz nach einem Arzt rufen soll, halte ihm vor, daß Trudchen zart sei und auf ihre Gesundheit sehr geachtet werden müsse — bin ich dazu als Mutter nicht berechtigt? Daß wir ja jährlich große Zuschüsse geben, um die Hausführung zu ermöglichen — da wird er wild, spricht von dem „Betteldgeld“, daß man ihm ewig vorwirft, von Trudchen's eingebildeter Krankheit und als ich ihm widerspreche, was meinen Sie, was der Glende thut? Er wirft mir die Tasse Kaffee, die er eben in der Hand hält, an den Kopf und nennt mich eine Kantippe, die nur komme, um stets Unfrieden zu stiften."

"O, wie bedauere ich Sie", nahm die kleine Frau Hard das Wort. "Habe ja Aehnliches erlebt! Das Herz wollte mir brechen, als ich wahrnahm, wie meine Schwiegerschwägerin mit dem sauer erworbenen Vermögen meines Sohnes schaltete. Ich sah seinen Ruin voraus und warnte sie, mahnte zu sparsamer Hausführung und Arbeitsamkeit. Und was meinen Sie, was die Gute mir antwortete: sie brauche keine Hofmeisterin, sie sei majorem, und da ich wieder und wieder darauf hinwies, daß sie über ihre Verhältnisse lebte und dem sicheren Verderben entgegenginge, wenn sie sich nicht einschränkte, da nahm sie eines Tages — der Braten wurde gerade aufgetragen — in wahrer Tollwuth einen Teller nach dem anderen, warf ihn an die Erde, geberdete sich wie eine Wahnsinnige und stellte endlich kategorisch die Forderung an meinen Sohn, er möge mir das Haus verweisen."

Du hast nach dem bereits Mitgetheilten, liebe Therese, erfahren, wie der „Schwiegermutter-Kaffee“ verlief. Als die Damen gegangen, ließ ich mir Zeit, über mein zukünftiges Unglück nachzudenken. Doch nein, ich will und werde keine unglückliche Schwiegermutter sein! Partout nicht! Otti wie ihr Bräutigam haben großes Vertrauen zu meiner Lebenserfahrung; sie werden sicher gern guten Rath annehmen und ich — nun ich nehme mir feierlich vor, denselben nie ungebeten zu ertheilen. Du hattest vielleicht Recht, mir zu dem „Schwiegermutter-Kaffee“ zu raten. Ich weiß jetzt, wie ich es besser als alle meine Damen machen kann. Auch den Titel „Schwiegermutter“ habe ich mir verboten; der Mann meiner Tochter soll mich „Mutter“ nennen; ich hoffe, er wird mich auch dann wie eine Mutter ehren und lieben. Und wenn trotz aller guten Vorsätze das Problem doch mißlingt? Dann laße ich alle Schwiegersöhne zu einem Kaffeeklatsch und lasse den meinigen präsidiren. Er wird dann einsehen, daß seiner Otti Mutter weder eine Kantippe noch eine Friedens-

Stöckerin ist und daß sie mit anderem Maßstabe als die „sogenannten“ Schwiegermütter gemessen sein will. Ich habe auch schon an einen Congress der Schwiegerväter gedacht. Was meinst Du dazu? Doch nein! Solch ein Schwiegervater ist ja die personifizierte Gleichgültigkeit gegen alles, was im jungen Haushalt vorgeht. „Sie sollen selbst Lehrgeld zahlen“, sagt mein Karl, wenn wir davon sprechen, daß man den jungen Leuten mit Noth und That wird helfen müssen. Und ich glaube, er ist in seinem göttlichen Phlegma fähig, sie geradezu ihrem Untergang entgegen gehen zu sehen, ehe er sich als Schwiegervater in Positur setzt und verlangt, daß sie nach seiner Pfeife tanzen. Also ma chère, auch ich bin fest entschlossen, mir dieses göttliche Phlegma anzueignen. Ob ich es können werde ist eine Frage der Zeit. Aber ich denke, mit gutem Willen und ein wenig Diplomatie kommt man zum Ziele und wenn mir der hohe Wurf gelungen, eine Tochter zu verheirathen, ohne die Schwiegermutter ihres Mannes zu sein, so danke ich diese Ertrungenschaft in erster Linie Dir und den Lehren, die ich aus meinem schon stadt-bekannten „Schwiegermutter-Kaffee“ gezogen.

Deine Dulcinea Farnienta.



Der verlorene Degen.

Soldatenhumoreske von Robert Schulz.

(Fortsetzung.)

„Wieder nichts!“ schimpfte er, als sein Bemühen resultatlos blieb. „Drei volle Wochen ist's nun her, seit ich den letzten Ring, den famosen Kehlweißling. Na, ich werde mir aber nächstens 'nen recht hübschen, großen Storchschnabel einpflanzen lassen.“

Der Lieutenant gleichen Namens dankte dem Himmel für seine gelungene Rettung und schritt endlich fürbaß. Wenige Minuten darauf betrat er das Hinterzimmer des „rothen Löwen“ und wurde baselbst mit einem lauten Halloß empfangen. Das Zimmer war von Offizieren der kleinen Garulson nahezu überfüllt. Man saß um eine mächtige Bowle und amüsierte sich so köstlich, daß mehrere der Anwesenden bereits glühende Köpfe und ziemlich stark schwankende Beine aufwiesen. Daß es unser Storchschnabel jetzt, in der Rückerinnerung an sein letztes Abenteuer, an Trinken und Witzereien nicht fehlen ließ, nimmt wohl kein Wunder, man freute sich allgemein über seinen ausnahmsweise so köstlichen Humor und trank ihm von allen Seiten zu. Allmählig wirkte der reichlich genossene Feuertrank auch bei Freund Storchschnabel, er ward total . . . Sie erlassen mir wohl die weitere Schilderung des nächtlichen Gelages, meine Gnädige, ich fürchte, sonst unästhetisch zu werden.

Am nächsten Morgen erwachte Storchschnabel nach einem wiederholten Nütteln. Er schlug die Augen mit vieler Mühe auf und sah nicht nur seinen Burschen vor sich stehen, sondern bemerkte auch zu seinem Schrecken, daß er sich in voller Uniform mit Stiefeln und Mütze zu Bett gelegt hatte. Sein Kopf glühte wie Feuer, sein Gaumen brannte, nach Wasser lechzend, die Glieder waren so matt, als hätte er eine tagelange Holzhackerarbeit hinter sich. Er versuchte, sich die Ereignisse des gestrigen

Abends in das Gedächtniß zurückzurufen — umsonst. Sein Gehirn versagte ihm total den Dienst; so sehr er es auch anstrebte, er erinnerte sich an nichts mehr, als an seinen Weggang von zu Hause. Von da ab lag alles in unabdrückbarer Nacht gehüllt.

„Morken, 'err Leitnant!“ begann der Bursche, ein würdiger Sprößling der edlen Wasserpolsakei. „Hab' ich nu schon fweil Stunden nach Sabel i'hrises gesucht, nix zu finden. 'err Leitnant hoben um sieben Uhr Dienst, is es schon ein viertel.“

„Zum Donnerwetter!“ polierte Storchschnabel plötzlich, während er den Degen an seiner Seite vergeblich suchte. „Mein Degen! Na, das is 'ne ganz famose Geschichte! Heiliges Fatum, ja wo habe ich denn den eigentlich gelassen?“

Er versuchte wieder, seine Gedanken auf den vorigen Abend zu concentriren, natürlich ohne den mindesten Erfolg.

„Da schlage doch gleich eine zwanzigpfündige Granate ein!“ schrie er schreckensbleich. „Sag' mal, Joseph, wann bin ich denn heute früh heimgekommen?“

„Um fünf Uhr, 'err Leitnant!“ berichtete der Wasserpolsakei. „Aber ohne Sabel i'hrises.“

„Um fünf Uhr? Zum Teufel! Hast Du mir nichts Besonderes angesehen?“

„Su Besöll!“ — Joseph lächelte verständnißförmig. — „'err Leitnant konnten die Treppe nix mehr finden. Habe ich den 'errn Leitnant müssen —“

„Schon gut, schon gut! Nun puße 'mal schnell meinen Gala-Säbel!“

„Konn ich nix pußen, is sich mit 'errn Leitnant vor Fiebelmann auf Urlaub.“

„Gerechter Strohjack! Da saß nun Freund Storchschnabel gehörig in der Tinte. Ja, ja, seinen zweiten Degen hatte er vorgestern dem Fiebelmann geliehen, als dieser eine längere Urlaubsreise nach Berlin unternahm. Was aber nun machen? Punkt sieben begann der Dienst, er konnte doch unmöglich ohne Waffe antreten; übrigens war der Herr Oberst so schrecklich streng. Storchschnabel überlegte lange.“

„Welche mich krank!“ gebot er endlich seinem getreuen Knappen. Der Stabsarzt war sein intimer Freund, er verrieth ihn gewiß nicht, sondern konnte ihm behülflich sein, den Säbel wieder zu erlangen.

„Su Besöll!“ Das Factotum stampfte ab.

Wo um alles in der Welt mochte der Säbel sein? Den Muthmachungen und Hypothesen Storchschnabels machte der Wiedereintritt des Burschen ein jähes Ende.

„Nun, schon wieder da?“ herrschte ihn der Lieutenant an.

„Su Besöll!“ berichtete Josef schmunzelnd. „Hoben ich 'errn Leitnant nix erst krank gemeldet.“

„Schafskopp!“ schaltete hier Storchschnabel ein.

„Erras mich unten 'err Oberst; machte 'err Oberst eine ferr böse Gesicht und sprach zu mir: sogen ihre 'err Leitnant, daß err sich soll abholen heite Mittag Sabel seinikes bei mir!“

Der Fagenburchjammerte Storchschnabel bot das Bild der schrecklichsten Verzweiflung. Das fehlte gerade noch: sein Degen in der Hand des gestrengen Regimentskommandeurs! Er stürmte planlos im Zimmer auf und ab, eine peinigende Ungewißheit über die fatalen Nebenstände dieser fatalen Thatsache nagte mit Folterqualen an seinem Herzen. Was würde er Schreckliches zu hören bekommen? Vielleicht hatte man diese Waffe in einem

Straßengraben, im Kiensteine oder sonstwo gefunden! Schrecklich, schrecklich? Und daß ihm, dem gewissenhaften Storchschnabel so etwas passieren mußte! Er nahm den Revolver von der Wand, überzeugte sich, daß er sechsfaß geladen sei und spannte die Hähne. Dann sank er vernichtet auf den alten Divan . . . Bedauern Sie ihn mit mir, verehrte Gnädige!

Raum war der Lieutenant gestern aus dem Arnstein'schen Gartenhause entflohen und glücklich in Sicherheit, da mußte auch seine Flamme, die hübsche Lilly, denselben Weg zum Fenster hinaus und über die Mauer nehmen. Ja, meine Gnädige, sie mußte! Denn Papa Arnstein machte Niene, in das Gartenhaus einzudringen. Eine Rothläge würde ihr kaum etwas genützt haben, da sie unmöglich in dem vorgeschützten Kaffeekränzchen und hier zu gleicher Zeit anwesend sein konnte, so lang man nicht eine Theilung des menschlichen Körpers gefunden hat. Auch sie gelangte glücklich auf die Straße — Storchschnabel saß zu dieser Zeit bereits zehend in rothen Löwen.

(Schluß folgt.)



Allelei Humoristisches.

Undank ist der Welt Lohn.

Mit Gefahr seines Lebens hat ein Mann einen Ertrinkenden aus dem Wasser gezogen. Der Gerettete (die Augen öffnend): „Wo ist der Mann, der mich aus dem Wasser gezogen hat?“

Das Publikum: „Der hat sich gleich entfernt!“

Der Gerettete (empört): „So eine Gemeinheit . . . wer bezahlt nun den Noth, den er mir zerrissen hat!“

Nach dem Manöver.

Zahlmeister (der mehrere Tausend Mark für Flurbeschädigungen ausbezahlt hat, zum Bürgermeister): „Nun, waren die Bauern mit dem Gelde zufrieden?“

Bürgermeister: „O nein! G'schimpft hab'n s' recht, weil d' Soldaten heuer z' wenig Schaden ang'rich't hab'n!“

Ein musikalischer Gourmand.

„Hören Sie gern Geige?“

„Jawohl! Eine junge Virtuosa auf einer alten Geige!“

Spröde.

„Herr Lieutenant, sind Sie nicht auch Dichter?“

„Nein! . . . Natürlich hat mich Muse geküßt — bin aber nicht d'rauf eingegangen.“

Fluch der guten That.

Hausfrau: „Der Köchin brauch' ich zu Weihnachten nicht viel zu schenken — die ist ohnehin immer freundlich!“

Mißverstanden.

„Sie sollten sich einen Hosenhänger anschaffen, Herr Beilchen-Rein!“

„Werd' ich doch nicht die Hosen schonen, wenn ich gehe zur Hosenjagd!“

Aus einem Liebesbrief.

„Lieber Franz, ich schide Dir diese Leber, sie kommt vom Herzen.“

Verschämte Andeutung.

Am Posthalter erscheint ein hübsches junges Mädchen und fragt schüchtern erröthend den diensthabenden Beamten, ob kein Brief unter „W. S. 30“ angekommen sei.

„Liebesbrief oder Geschäftsbrief?“ fragt der stets zu einem Scherz aufgelegte Beamte.

Tief erröthend antwortet die Kleine: „Geschäftsbrief!“

Da sich kein Brief unter der obigen Chiffre vorfindet, entfernt sich das Mädchen, kommt jedoch nach einiger Zeit zurück, klopft an das Fenster und flüstert, noch heftiger erröthend: „Bitte, möchten Sie doch so freundlich sein und auch einmal unter den Liebesbriefen nachschauen?“

Posthaft.

Maler (welcher gerade dazu kommt, als man sein Bild in der Kunstausstellung hoch oben anhängen will): „Sie sollten doch mein Bild nicht so sehr hoch, sondern mehr nach unten anbringen!“ — „Seien Sie nur unbesorgt, die Kritik wird es schon herunterreißen!“

Neue Entdeckung.

A.: „Meine Tochter hat eine bedeutende Erfindung gemacht!“

B.: „Nicht möglich! Was denn?“

A.: „Eine neue Substanz, die anscheinend unverbrechlich ist!“

B.: „Hat sie lange daran gearbeitet?“

A.: „Nein, sie hats ganz durch Zufall gemacht. Sie wollte nämlich eine Torte baden!“

Mutter: „Edith, glaubst Du nicht, daß Du nachgerade zu alt bist, um noch mit Jungens zu spielen?“

Edith: „Im Gegentheil, Mama, je älter ich werde, um so besser gefallen sie mir.“

Monarchen-Entrevue.

(Offizielle Stilblüthe.)

Als die beiden Herrscher im offenen Wagen zur Parade fuhren, entblößten sich alle Häupter. Nur der Himmel blieb bedauerlicherweise weise bedeckt.

Verlockend.

Förster (in einem Witzblatt eine Jagdgeschichte lesend): „Hurrah, die Geschichte muß ich aber auch mal erleben!“

Vater: „Sie möchten also meine Tochter heirathen?“

Freier: „Gewiß, mein Herr.“

Vater: „Sie sind wohl nicht recht bei Sinnen, nur an so etwas zu denken?“

Freier: „Sie müssen allerdings Ihre Familie besser kennen, als ich, aber ich glaube, ich kann's schon riskiren.“

Wenn man Zeit hat.

Karl Gutzow hat einem Berliner Musikkritiker einmal folgende Anekdote erzählt, die dieser jetzt im „Kl. Z.“ auffrischt. Ein höherer Postbeamter beschäftigte sich in den Rußstunden mit Poesie; ein Bündchen Gedichte und eine kleine Novelle wurden gedruckt. Als ihm nun Jemand von der neuen Goethe-Ausgabe in 40 Bänden erzählte — sie erschien 1840 — meinte er: „Ja, wenn Unserer auch so Zeit hätte!“ — So denkt wohl Mancher, der sich als „Dichter“ fühlt.

Kleines Mißverständnis.

Gnädige (zum Dienstmädchen): „Fanny, gehen Sie gleich zur Frau Majorin und sagen Sie eine Empfehlung von mir, ich könnte heute Abend zu meinem Bedauern nicht in die Gesellschaft kommen — ich fühle mich nicht wohl!“

Fanny (zur Majorin): „Eine Empfehlung von der gnädigen Frau und sie könnte zu ihrem Bedauern heute Abend nicht kommen, sie fühlte sich in der Gesellschaft nicht wohl!“

